

Der Holztag

Eine Heidenheimer Kindheitserinnerung

Von Karl Götz

Ein Tag in meiner Jugendzeit war schöner als alle: der Holztag. Es war seinerzeit noch üblich, daß die einfachen Leute ihr ganzes Brennholz als sogenanntes Leseholz aus dem Walde holten. Der Holztag kam jede Woche, wenn es gut Wetter war, und er fing so halb und halb schon am Tag vorher an. Man holte den Schubkarren noch am Abend aus dem „Holzstall“ im Souterrain herauf, machte den Holzhaken, der an den Gartenzaun gebunden war, weg, probierte, ob der eiserne Haken an der langen, dünngehaspelten, tannenen Stange nicht lotterte, richtete das Säcklein mit Stricken, Nägeln und dem Hammer hin, holte den Leseholzzettel, der in ein kleines Flanellbeutelchen gebunden war, aus der obersten Kommodschublade und legte ihn auf den Tisch.

Am andern Morgen aber gings hinaus, wenn der Nebel noch in den Senkungen lag, wenn das Gras noch patschnaß war, so daß einem die Rispen und Blüten an den Schuhen hängen blieben. Horch! – da hörte man schon einen Schubkarren holpern. Was war denn das wieder für eine Nachteule? Der hatte sogar einen Haken. Den hörte man hoppeln; denn man hängte den Haken an einem der eisernen Ständerbogen des Karrens ein, so daß die baumlange Stange im Gras glatt nachschleifte, auf holperigen Wegen aber, hopperdihopp, unruhig hüpfte.

Durch den Wald mußte man mit dem Haken aufpassen. Er konnte leicht abknicken, wenn es im Bogen ging. Man suchte einen geschickten Platz und stellte dort ab. Dann kam die Hauptschinderei, bis man den Haken aufgestellt hatte. Man stützte ihn gegen eine kräftige Wurzel oder einen geschickten Baumstumpf und stemmte ihn langsam hinauf. Und nun trug man ihn sachte, daß er das Übergewicht nicht bekam, und suchte die dünnen Äste an den Bäumen heraus. Man hakte weit außen ein und zog. Ho-hopp, ho-hopp! War das ein zäher Klob! Da – krach!

knackte er ab. Man mußte aufpassen und mit dem Haken ein bißchen nach außen drücken, daß man nichts auf den Kopf bekam, aber he! – nicht zu sehr drücken, sonst fiel die Hakenstange mit, und man mußte sie wieder aufstellen. Das mußte man sowieso alle Augenblicke. Denn wenn die Bäume zu dicht standen, kam man mit der aufgestellten Stange nicht durch.

Wenn einem das Genick wehtat vom Hinaufschauen und wenn man die Augen kaum mehr aufbrachte, weil sie voller Rindenstaub waren, dann hängte man den Haken an einen Ast und trug seine hölzerne Ernte beim Schubkarren zusammen.

Nun kam das Buschelmachen. Man legte zwei Stricke im rechten Abstand auf den Boden, knickte die Äste überm Knie und legte sie auf die Stricke. Bei den dickeren ging das Brechen nicht so leicht. Man stand mit dem einen Fuß darauf, packte an einer Seite an und zog und zog sich selbst über den Haufen, wenn der Klob gar nicht nachgeben wollte. Ein Beil durfte man nicht mitnehmen. Aber in der Nähe standen zwei Bäume dicht nebeneinander. Hinein mit dem ungäben Ast und mit dem Bauch gegen das lange Ende gedrückt. Ho-ruck, ho-ruck, bis es einen Kracher tat. Manche hängten sich auch daran und zogen. Das kam ganz darauf an, ob einer lieber auf die Nase oder auf den Rücken fiel.

Man durfte die Buscheln nicht zu lang machen, sonst kam man nachher nicht durch die Bäume und hatte ein wackliges Fahren. Die Buscheln mußten fest gebunden sein, sonst verrutschte einem die ganze Fuhre. Deshalb kniete man darauf, wenn man sie band, und drückte, daß einem der siedende Schweiß ausbrach. Ja, und dann das Laden! Das verstanden wenige richtig. Am besten wieder der Josef, die alte Holzkatz. Eine Buschel mußte weit über den Bock heraushängen, durfte aber nicht am Rad streifen. Es durfte

nichts nachgeben. Der dicke Strick, der von dem Ring an der oberen Bockleiste über den ganzen Äste- und Reisigberg bis an die dritte oder noch besser an die zweite Bahrenlatte von hinten ging, mußte mit einem Prügele strammgedreht werden. „Gut g'ringt ist halba g'fahra“, sagte die Dote, wenn sie nach Feierabend manchmal herauskam, um helfen einzuführen.

Da stand dann der geladene Karren! Kein Bauer kann an seinem schönsten Garbenwagen eine größere Freude haben. Das waren nicht bloß Reislein, wie's die Aufklauber heimbrachten! Die dicken, krachdürren Äste, in der Dicke rum und num gleichmäßig verteilt, guckten heraus, und an manchem zog man noch ein bißchen, wenn man ihn nicht recht sah. „Die hent wieder Prügel rei wie d'Wiesbäum“, sollten sie sagen, wenn man heimfuhr.

Aber was sag ich da vom Heimfahren! Da ist's noch weit hin – denn das Vespersäckle ist ja noch zu. Oh, ich sehe dieses rot- und blaukarierte Säckle vor mir. Ich sehe, wie ich den Bündel aufnestle und dann auswickle, was die Mutter eingepackt hat. Ein Schmalzbrot oder ein trockenes Riebele und ein paar langschwänzige Rettiche, ein Apfel oder eine Handvoll getrocknete Schlehen. Das Beste aber ist im Fläschchen! Es hat mir kein Trunk mehr so gut geschmeckt wie damals der schwarze dünne Kaffee aus dem Fläschle. Wenn's noch nicht spät war, wenn die Sonnenstrahlen noch nicht so schräg durch den Wald fielen und wenn es Erdbeerzeit war, dann wußte ich etwas ganz Köstliches. Ich beerte eine gehäufelte Handvoll und strich die weichen, frischen Früchtlein aufs Brot. Mmm!

Hernach zog ich die Schuhe aus – Strümpfe hatte man keine an – und band sie mit den Nesteln ans Holz, streckte mich und legte mich faul ins Laub. Ich lag auf dem ästleinknackenden, laubraschligen Waldboden wie im weichsten Himmelbett. Ich blinzelte in das blaugrüngoldene Lichtspiel der Wipfel,

und das sommerselige Hummelgesumm, das Zirpen und Wispern und Rascheln im Laub kam mir vor wie die schönste Königsmusik. Es schlägt ein Fink, das ist der Schellenbaum, und nun wird die Musik immer heller, und sie kommt näher und näher. Am Waldsaum und auf den Wiesen stehen hunderttausend Menschen. Dann kommt der König auf dem Schimmel. Sein goldener Helm glänzt in der Sonne, und die Edelsteine auf seiner Brust funkeln, daß einem die Augen wehtun. Er läßt halten. Und jetzt müssen alle Holzleute an ihm vorbei. Er winkt immer. Weiter, weiter! Aber bei mir hält er die Hand hinauf. Ich muß abstellen. Da sagt er: „Der Bub hat den größten Karren voll.“ Er winkt seinem Minister, und der winkt seinem Diener, und der winkt dem Knecht, und der winkt dem Stallbuben. Und der Stallbub knallt. Dann gibt er mir vom Herrn König einen schönen Leiterwagen, davor ein glänziger Rapp gespannt ist. Und jetzt steh' ich auf dem Wagen. Ha, nun fahr' ich mit meinem Rappen ins Holz! Ich knall' mit der Peitsche. Die Musik spielt. Über mir ist's wie ein goldener Dom, und ich fahre in eine goldene Wolke hinein . . .

„He Bua! Was isch? Do hoscht a nobla Fuhr. Dees machet mer glei heut no auf, 's bleibt jo lang Tag, und no hemmer ja au Vollmond em Kalender.“ So hat mich seither kein Lob mehr gefreut.

Zwischen den Wiesen, auf den Höhen, auf der StraÙe, überall sah man die Holzkarren fahren. Der Schäfer trieb in den Pferch. Die Lerchen stiegen herab, und der rote Sonnenball verschwand hinter dem blauen Wald. Die Knie zitterten, und an den Händen spürte man die Blasen. Das Blut surrte in den Ohren. „Stell ab, Bua!“ – „Ach was, i schieb en voll nei, er ischt ja hopfaleicht!“

Oh Holztag, oh, du arme, du reiche, du glückschwere Jugendzeit!

Margeriten

Ach, Margeriten, ihr kühlen, herben,
ihr hellen, schlanken, ein wenig derben
Schulmädchenblumen am Rain, am Hang,
daß wir Gespielen gewesen –, wie lang!

Ihr weißen Schönen in heiteren Scharen,
wie schwesterlich waren wir euch vor Jahren,
wie wunderbar lag sich's im Grase versteckt,
von Sternen, von Sternen zugedeckt!

Wir tanzten mit euch durch die wogenden Wiesen,
ihr Margeriten, wir Annen und Liesen,
wir hielten euch nahe dem Herzen im Strauß
und nahmen euch armvoll im Jubel nach Haus.

Wenn draußen die andern Blumengespielen
im Frühlicht über die Sense fielen,
und der Wind den Heuduft ins Zimmer trug:
ihr durftet noch dauern, am Fenster, im Krug.

Maria Müller-Gögler